

SELBSTBEHAUPTUNG & SOZIALKOMPETENZ

JungenLeben: Vielfalt und Einmaligkeit

Erstens: Junge ist nicht gleich Junge! Das Leben von Jungen ist vielfältig und bunt. Verschiedene Eindrücke und Erfahrungen sowie individuelle Vorstellungen prägen das Selbstbild und das Auftreten. Es gibt laute und leise, christliche und muslimische, braunhaarige und blonde, junge und alte, dicke und dünne, homo- und heterosexuelle Jungen. Manche stammen aus Einelternfamilien, andere aus Familien, wo Mütter und Väter ihren Alltag teilen. Einige lernen das Leben mit Geschwistern kennen. Manche besuchen die Hauptschule, andere wiederum das Gymnasium oder die Gesamtschule. Es existiert eine Reihe von Jungen, die zwischen zwei (oder mehr) ethnischen Kulturen aufwachsen. Andere fühlen sich krank, sind mit Einschränkungen geboren worden, sind behindert usw.

Und zweitens: Den Jungen gibt es nicht! (vgl. Connell: Der gemachte Mann). Aus der oben beschriebenen Vielfalt entsteht individuelle Einmaligkeit. Sie stellt eine Ressource — einen Schatz — dar. Zum einen dient dieser Schatz dazu, dass sich jeder Junge seiner Individualität und Person selbst vergewissern kann — seine Identität entwickelt sich. Zum anderen ist er eine wichtige Ressource für die Jungenarbeit selber, die als »lernendes Miteinander« funktioniert. Das Thema »Vielfalt« entlastet den einzelnen Jungen/Mann von stereotypen Vorgaben, und unterstützt die Zielrichtung und die Aufgabenstellung der Jungenarbeit: Es geht um Identität und soziale Kompetenz. Gleichzeitig ist die individuelle Vielfältigkeit ein unerlässliches Kriterium für die Gruppenarbeit mit Jungen. Die Jungen können untereinander entdecken, dass Unterschiedlichkeiten Individualität und Persönlichkeit fördern und dass Männlichkeit bzw. männliches Verhalten kein soziokulturelles Standardprogramm ist. Gerade während dieses Lernprozesses muss das Prinzip Vielfalt einen oberen Platz einnehmen. Vielfalt bedeutet in diesem Fall die Erweiterung der eigenen Handlungsperspektive sowie Verhaltensspielräume und — in der Konsequenz — Sicherheit für sich selber.

Die immer noch häufig anzutreffende traditionelle »polare Weltansicht« von »Wie-ist-Männlichkeit-zu-verstehen? bzw. „Wie viele Männlichkeiten gibt es eigentlich?“ konfrontiert die Jungen (und Männer) hinsichtlich ihrer eigenen mannigfaltigen Persönlichkeitsentwicklung. Diese polare, eher männlich orientierte Weltsicht basiert auf der Annahme, dass die »Welt« in »Entweder— Oder- Kategorien« eingerichtet ist: Schwarz oder weiss, Freund oder Feind, Gewinner oder Verlierer. Unter diesen Ausgangsbedingungen wächst das Thema »Vielfältigkeit im Sein« zu einem existenziellen Lernfeld für die Jungenarbeit heran.

Der Formenreichtum an Verhaltensmöglichkeiten, der in aller Regel bei Jungen vorhanden ist, muss transparent und nutzbar für die Begegnungen gemacht werden. Es geht also nicht um »schwarz oder weiß«, sondern um das Herausfiltern der noch zur Verfügung stehenden *Graustufen*. Während dieses Prozesses wird die Vielfalt zur Qualität in der Jungenarbeit. Diese Qualität besteht darin, eben nicht zur Wertung der Unterschiedlichkeiten zu kommen, sondern es bleibt der immer wieder leitende Gedanke und wird zur Haltung, nämlich dass es um die »Gleichwertigkeit in der Differenz« geht.

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Für das Verständnis von Gewalt, Prävention und sozialer Kompetenz ist es aus geschlechtsbezogener Sicht notwendig, sich das gewachsene kulturelle Bild von Männlichkeit zu vergegenwärtigen. Im Folgenden werden deshalb wesentliche gesellschaftlich zugeschriebene Merkmale, Eigenschaften und Bewertungen benannt, die in einer direkten Wechselwirkung stehen und damit das geltende Verständnis von »Männlichkeit« — und ihren Bezug zu Gewalt — begründen.

Jungen und Männer erwerben Männlichkeit in der Hauptsache durch die Übernahme Eigenschaften und Verhaltensweisen, die durch die derzeitigen gesellschaftlichen Wertvorstellungen als männlich bestimmt werden. Durch kulturelle Bedingungen werden die heranwachsenden Jungen geprägt und die biologisch-genetische Disposition deutlich überformt. Angeborene Grundlagen sind z.B. die Fähigkeit zu lernen, Instinktmechanismen und körperliches Wachstum zu entwickeln. Die Aneignung und Internalisierung männlicher Eigenschaften ist ein dauerhafter sozialer Lernprozess. In Wechselwirkung mit den biologischen Dispositionen (z.B. in der Pubertätsphase) gestaltet sich dieser Lernprozess für die heranwachsenden Jungen in aktiven und passiven Verläufen. Der Junge erwirbt Männlichkeit durch Abgrenzungen (insbesondere vom Weiblichen), Vorbilder, Phantasievorstellungen, Grenzüberschreitungen, Konfrontationen, Identifikationen sowie mediale Inszenierungen. So wird eine soziale Konstruktion von Mann-Sein bzw. Junge-Sein entwickelt.

Junge-Sein im Spannungsfeld von Männlichkeiten und Mann-Sein

Jungenarbeit hat als den zentralen Dreh- und Angelpunkt das Junge-Sein. Junge-Sein ist verstanden als Frühform von Mann-Sein. Das Mann-Sein wiederum ist geprägt von all den unterschiedlichen und vielfältigen Formen des individuellen Lebens als Mann.

Quer dazu verläuft jedoch ein Strang von stereotypen Vorstellungen, wie männliches Sein gelebt werden soll, welche Verhaltensweisen passend sind und wie ein Mann zu sein hat, die z.B. indirekt präsent werden in Aussprüchen wie »Das schaff' ich schon alleine, ich brauche keine Hilfe«, »Hey, nicht so zimperlich!«, »Was ist das denn für ein Angsthase?«. Werte wie autark sein, stark sein, durchsetzungsfähig sein, angstfrei sein etc. stehen als Anspruch dahinter. So verstanden ist Männlichkeit ein kulturell geprägtes Zerrbild. Jedoch orientieren sich Männer und auch schon Jungen an diesem Bild, einerseits weil sie keine greifbaren »Gegenüber« von Männern als Vater, Erzieher im Kindergarten usw. haben und andererseits weil sie sich zwangsweise damit auseinandersetzen müssen. Denn jeder Junge muss sich mit seinem Sein an diesen Bildern von Männlichkeit messen lassen. Männlichkeit ist die Summe aus herrschenden Idealen und Bildern über Mann-Sein und strukturiert damit die Erwartungen, die an Jungen als zukünftige Männer herangetragen werden.

Männlichkeit ist damit ein Konstrukt der vorherrschenden Ideale bzw. der vorherrschenden Ideologie (z.B. kulturelle Normen und Zuschreibungen, traditionelle Ausformungen). Und um es genauer zu sagen: Es gibt nicht die Männlichkeit, sondern verschiedene Männlichkeiten, die sich einander zuordnen, sich unterordnen oder miteinander in Konkurrenz stehen. (vgl. Begriff der »hegemonialen Männlichkeit« bei Robert W. Connell, *Der gemachte Mann*, 1999)

Jungensozialisation – einige Anmerkungen

Wichtige Sozialisationsmerkmale kristallisieren sich um die männlichen Prinzipien:

- keine Angst vor Ohnmachtsgefühlen und Opfersituationen haben zu dürfen
- ständig in der Konkurrenz zu stehen (schneller - höher - weiter — eben besser zu sein)
- den Körper als funktionalisiertes Instrument einzusetzen
- eine geringe Wahrnehmung eigener und fremder Grenzen zu haben
- Männliches Sein durch die Differenzierung und Diffamierung gegenüber allem Weiblichen herzustellen

Jungen wachsen in den ersten zehn Lebensjahren in einer von hauptsächlich von Frauen (Mütter, Erzieherinnen, Grundschullehrerinnen) geprägten Welt auf; Männer erscheinen nur am Rande - meist in hierarchisch exponierten Stellungen. Für die Jungen hat dies zur Folge, dass ihnen vorrangig die Prinzipien und Lebensweisen der Weiblichkeit vorgelebt werden. Jungen fehlt in aller Regel eine *begreifbare* männliche Person, welche ihnen „brauchbare“, tragfähige Angebote für ihre geschlechtliche Entwicklung macht. Lebbarere Muster und Merkmale für ihre eigene männliche Identität bleiben so häufig im Verborgenen. Eine vorrangige Möglichkeit, die Spur von Mann-Sein aufzunehmen, ist, sich von den weiblichen Gefühls- und Verhaltensattributen abzugrenzen und sie mit anderen bzw. gegenteiligen Handlungsmustern zu besetzen.

Aggression, Gewalt und Selbstbehauptung

Neben der Reflexion der Hintergründe und Einflussfaktoren der männlichen Sozialisation ist es zur weiteren Präzisierung eines gewaltpräventiven und auf die Sozialkompetenzen bezogenen Konzeptes für Jungen notwendig, sich mit der Definition und den Inhalten der Begrifflichkeiten »Aggression« sowie »Gewalt« in diesen Zusammenhängen auseinander zu setzen. Erst der inhaltliche Diskurs über diese Begriffe erschließt die Grundsätze für die Definition zu den Vorstellungen der Selbstbehauptung.

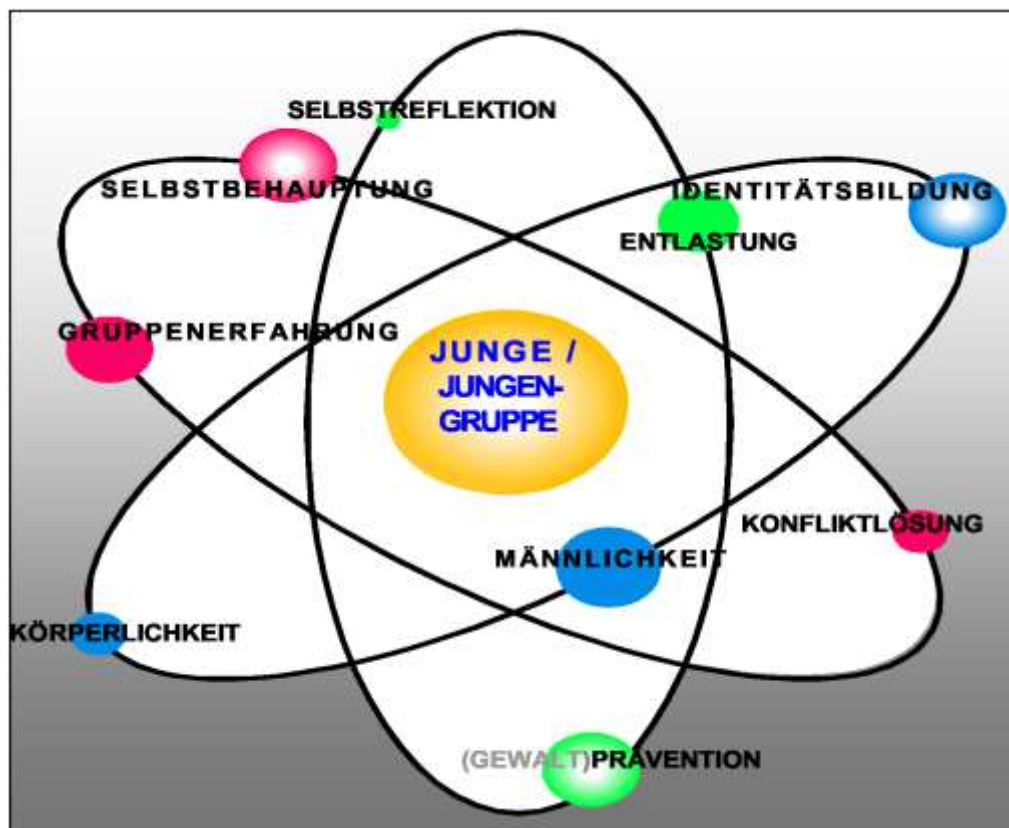
„Gute“ und angemessene Selbstbehauptung

Eine angemessene Selbstbehauptung basiert auf einem konstruktiven und positiven Aggressionsverständnis. Sie ist ein aktiver Teil unseres zwischenmenschlichen Selbstverständnisses, unserer Kommunikations- und Konfliktfähigkeit. Sie ist direkter und persönlicher Ausdruck von Gefühlen, Abgrenzung, Wutausbrüchen, Willensäußerungen, offener Konfrontation sowie aktiver Annäherung an Situationen und Menschen. Sie ist im besten Sinn des Wortes eine Selbstaussage und eine persönliche Offenbarung. Selbstbehauptung ist ein Mittel, um Situationen zu verändern, sich selbst zu schützen oder/und Kontakt herzustellen. Sie ist vom sozialen Kontext und von der biographischen Lerngeschichte abhängig. Sie kann von dem (männlichen) Druck entlasten, seine „anstrengenden“ Gefühle zu verbergen und dem Anspruch zu genügen *cool* zu bleiben. Die weit verbreitete Annahme destruktive Aggressionen ließen sich über das Ausagieren in Sport oder Aktivität verringern (bekannt unter „Dampfkesselprinzip“), ist nur bedingt richtig. Nur die gezielte, bewusste Arbeit an den Gefühlen (Angst, Wut, Ohnmacht, Scham, usw.) und Bedürfnissen führt zu neuen Verhaltensstrategien. Der Umgang mit Aggressionen ist im Laufe eines individuellen Lebens gelernt worden und ist folglich über Erfahrung/ Erprobung neuer Verhaltensmodelle beeinflussbar/veränderbar.

Jungenarbeit ist persönlichkeitsstärkend

In den Lernprozessen ist es wichtig, mit Lob und Bestätigung insbesondere soziale Fähigkeiten und Fertigkeiten zu beleben und wirken zu lassen (ressourcenorientiert). Hier beginnt das Wachstum zu einem gesunden Selbstbewusstsein, das nicht auf Kosten von anderen „benutzt“ wird. Diese Erfahrungen drängen zum Wachstum des Selbstwertes und damit der Persönlichkeit. D.h. dem Kontakt zur eigenen Individualität und dem persönlichen Weg durch diese Welt steckt im Wesen die Jungenarbeit. Alles in allem werden Jungen zum Subjekt der Prozesse.

Wir glauben, dass der gesamte Lernprozess in einem Erfahrungsdepot, dem Wissen um Handlungen und ihren Konsequenzen, gespeichert und früher oder später zu neuen Handlungsmöglichkeiten führen oder zumindest beitragen wird.



München, 2016